

Persönlichkeit

Die naturwissenschaftliche Perspektive

– Begriffe und Definitionen: In der Verhaltensbiologie und Bio-Psychologie meint man mit ›Persönlichkeit‹ wertneutral die auf genetischer Basis, mütterlichen Effekten und postnatalen (v.a. sozialen) Erfahrungen sowie Einflüssen von Traditionen und Kultur beruhende, im Individuum integrierte Bereitschaft, auf die Herausforderungen der Umwelt (physikalisch, ökologisch, sozial) in vorhersagbarer Art zu reagieren. Dabei gilt jede diskrete, → autonom agierende DNS-Einheit (Tier wie Pflanze) als ein Individuum, unabhängig davon ob dieses genetisch einzigartig ist oder nicht, wie etwa eineiige Zwillinge.

Im englischsprachigen Mainstream wird ›Persönlichkeit‹ (personality) pragmatisch definiert als: »Konsistente Unterschiede zwischen Individuen, die über die Zeit und unabhängig vom Kontext gezeigt werden« (z.B. Dingemanse et al. 2009). Verhaltensbereitschaften müssen also innerhalb eines Individuums über Zeit und Kontexte korrelieren, weswegen ›Persönlichkeit‹ auch als ›Verhaltenssyndrom‹ bezeichnet wird (Sih et al. 2004). Der Begriff ›Temperament‹ bezieht sich hingegen auf die affektive Färbung individuellen Verhaltens, entspricht also in etwa der affektiv-emotionalen Ausprägung der Persönlichkeit.

Der Begriff der ›Persönlichkeit‹ ist durch seinen Gebrauch im Zusammenhang mit dem Menschen geprägt und seine Verwendung kann daher auch als unzulässige Vermensch-

lichung anderer Tiere interpretiert werden, weil beim Menschen unter diesem Begriff auch kulturelle Faktoren, Bildung etc. subsummiert werden. Daher verwenden vergleichende BiologInnen eher den neutralen Begriff des ›Verhaltensphänotyps‹. Gemeint ist damit die durch vergleichende und experimentelle Forschung an vielen Tierarten, einschließlich Insekten und Spinnentieren, empirisch festgestellte nicht-zufällige und meist zwischenartlich parallele Variation individuellen Verhaltens (Sih et al. 2004; Julius et al. 2012).

Ergebnisse der bisherigen Forschung: Als Hauptdimension bei den meisten Arten kann das Kontinuum ›reaktiv‹ bis ›proaktiv‹ gelten (Koolhaas et al. 1999), einigermaßen synonym mit ›aggressiv‹ (Huntingford 1976), ›shy-bold‹ (Wilson et al. 1994) oder ›slow-fast‹ (Drent/Marchetti 1999). Dieses beschreibt den Stil von Individuen, mit Stress verursachenden Herausforderungen umzugehen und wird daher auch als »coping style« bezeichnet (Koolhaas et al. 1999), vom biologischen Mainstream pragmatisch definiert als: »Jenen Komplex von Verhaltens- und physiologischen Reaktionen eines Individuums auf Stressoren« (Dingemanse et al. 2009). Im Vergleich zu den eher »reaktiven« Individuen stellen sich die »Proaktiven« den Herausforderungen des → Lebens rasch, aktiv-zupackend und auch aggressiv; sie neigen zu dominantem Verhalten, explorieren schnell, aber oberflächlich, bilden rasch Verhaltensroutinen aus, ändern diese aber nicht gerne. Proaktive lösen schwierige Aufgaben weniger selber, sondern profitieren eher vom Geschick der Gruppenmitglieder (Giraldeau/Caraco 2000).

Verhaltensphänotypen oder »coping styles« stehen v.a. im Zusammenhang mit Stressbewältigung. Tatsächlich zeigen die Stresssysteme eine entsprechende Grundjustierung und Reaktivität. Proaktive etwa zeigen in Herausforderungen eine starke Reaktion des sympathico-adrenergen Systems (Herzschlag, Adrenalin etc.), aber nur eine relativ moderate Aktivitätserhöhung in der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenachse, die für die Ausschüttung der wichtigsten metabolischen und Stresshormone, der Glukokortikoide verantwortlich sind; bei Reaktiven ist

dies eher umgekehrt (Koolhaas et al. 1999). Persönlichkeitsmerkmale werden bei Menschen und anderen Tieren direkt genetisch vererbt (Bouchard/Loehlin 2001), v.a. aber während der fötalen und postnatalen Individualentwicklung von sozial bedingten Einflüssen aus der Umwelt modifiziert. Von der Mutter stammende Steroidhormone beeinflussen den Verhaltensphänotyp sowohl bei Vögeln als auch bei Säugetieren sehr stark (Daisley et al. 2005; Dingemanse et al. 2009). Aber auch Qualität und Verlässlichkeit der Frühbetreuung und die in der frühen Sozialisierung mit Artgenossen gemachten Erfahrungen können besonders bei Arten mit langer Abhängigkeit und im Zuge komplexer sozialer Systeme stark zur Differenzierung des Verhaltensphänotyps beitragen (Julius et al. 2012). Werden während der Individualentwicklung die evolutionär angelegten Optima in Relation zum aktuellen ökologischen und sozialen Kontext erfüllt, ist eine gute Basis für hohe individuelle Fitness (körperlich und auch reproduktiv) gegeben. Auf den Menschen bezogen ist damit die psycho-physiologische Grundlage für optimale Sozialbeziehungen, für eine balancierte → Emotionalität und damit für ein glückliches, langes und gesundes → Leben gegeben (Coan 2010). Ähnliche Prinzipien mögen für Tiere gelten.

Kurt Kotrschal

Die geisteswissenschaftliche Perspektive – Begriff und Definition: Eine eingehende Diskussion des Begriffs ›Tierpersönlichkeit‹ ist bisher nicht geleistet worden. Wenn man allerdings die klassische Definition der → ›Person‹ als einer »zugrundeliegenden Beziehung« (relatio subsistens) annimmt und davon ausgeht, dass sich die individuelle Persönlichkeit aus Beziehungen und Rollenzuschreibungen heraus entwickelt, ist der in der Anthropologie etablierte Begriff durchaus analog auf Tiere anwendbar. ›Persönlichkeit‹ meint dann die unverwechselbare Einzigartigkeit eines tierlichen Individuums in seinem Charakter, seinem Verhalten, seinen Beziehungen und seiner Lebensgeschichte. Diese Einzigartigkeit steht in einem Spannungsverhältnis zu den allgemeinen Bestimmungen jedes Tieres, die es gemeinsam mit allen Individuen seiner Art teilt.

Ideengeschichte und Bedeutung: Geistesgeschichtlich betrachtet hebt die Wahrnehmung von Individuen als Persönlichkeiten im zwischenmenschlichen Bereich im 18. Jh. an und findet ihren Höhepunkt im 20. und 21. Jh. Im Blick auf Tiere kommt sie mit einiger Verspätung seit Ende des 20. Jh. vermehrt zum Tragen. Jedoch betrifft das v.a. den alltagspraktischen Umgang von Menschen mit Tieren, während sowohl in der Kunst (→ Literatur, → Musik, darstellende → Kunst) als auch in den Geisteswissenschaften die Relevanz der Persönlichkeit von Tieren noch kaum erkannt bzw. thematisiert wird (dazu Rosenberger 2014).

Der Versuch, die Individualität des Tieres geisteswissenschaftlich zu erfassen, setzt am besten bei der analogen Verwendung bewährter Konzepte zur Erfassung menschlicher Individualität an. Diese bieten sich v.a. in den an Sören Kierkegaard orientierten Konzepten des französischen Existentialismus bzw. der deutschsprachigen Existenzphilosophie und -theologie an. Kernideen dieser Denkrichtung sind: Indem das Individuum sein Leben in → Freiheit erkennend vollzieht, verwirklicht es sich selbst. Es bestimmt in seinen Taten und seinem Erkennen, wer es ist und sein will. Die Wirklichkeit, wie sie ist, ist damit jedem Individuum unabweisbar aufgegeben. Das Individuum muss sich selbst gewinnen oder es wird sich verlieren – das kann ihm niemand abnehmen. Niemand kann das Leben eines anderen Individuums für dieses leben. Es ist in seinem Existieren, es ist »Existenz«. Und das gilt auch dort, wo das »Erkennen« des Individuums kein rationales, begrifflich reflektiertes ist, sondern vor- oder nichtreflexiv vollzogen wird.

Damit wird klar, dass der Aspekt der Einzigartigkeit dem der Allgemeinheit vorausgeht, wie das alle ExistentialistInnen entgegen der bis dahin gültigen »essenzialistischen« Position betonen. Es gilt, mehr und eher auf das Unverwechselbare, die »Persönlichkeit«, zu achten als auf das Austauschbare, das Regelmäßige. Dies gilt sowohl in der primär beschreibenden (deskriptiven) Wahrnehmung von Tieren in den verschiedensten Geisteswissenschaften als auch in der primär vorschreibenden (präskriptiven) Entwicklung einer → Tierethik. Bisherige Tierethik ist v.a. Normethik, formuliert also vorrangig allge-

meine Regeln darüber, wie Tiere verantwortungsbewusst und → artgerecht behandelt werden sollen. Ohne diese Normethik aufzuheben, müsste ihr eine am individuellen Tier orientierte »Existenzialethik« zur Seite gestellt werden, die Menschen im Umgang mit Tieren dazu anleitet, auch deren individuellen Bedürfnisse und Möglichkeiten zu berücksichtigen und diese entsprechend zu behandeln. Die Normethik würde dann allgemeine Rahmenbedingungen setzen, innerhalb derer sich die Existenzialethik entwickeln könnte, die ihrerseits weit über die relativ große Offenheit allgemeiner Normen hinausginge und gegebenenfalls sehr konkrete Imperative für den Umgang mit einem bestimmten Tier vorgäbe.

Abschließende Würdigung: Insgesamt wird das Konzept einer (Tier-)Persönlichkeit nicht unwidersprochen bleiben. Denn es scheint die Sonderstellung des Menschen zu bedrohen, indem es dem Tier analoge Qualitäten zuschreibt (→ Anthropozentrismus). Genau betrachtet können aber anthropologische und → tierphilosophische Zuschreibungen nur Hand in Hand gehen. Denn ein Individuum wird nicht dadurch bedeutender oder größer, dass es alle anderen Individuen klein und unbedeutend macht, sondern dadurch, dass es sie ebenfalls in ihrer Größe und Bedeutung herausstellt.

Michael Rosenberger

Literatur: Bouchard, T./Loehlin, J.C. (2001): »Genes, evolution and personality«, in: Behavior Genetics 31, S. 243-273. • Coan, J.A. (2010): »Adult attachment and the brain«, in: Journal of Social and Personal Relationships 27, S. 210-217. • Daisley, J.N. et al. (2005): »Enhanced yolk testosterone influences behavioural phenotype independent of sex in Japanese quail (Coturnix coturnix Japonica)«, in: Hormones and Behaviour 47, S. 185-194. • Dingemanse, N. et al. (2009): »Behavioural reaction norms«, in: Trends in Ecology and Evolution 25, S. 81-89. • Drent, P.J./Marchetti, C. (1999): »Individuality, exploration and foraging in hand raised juvenile great tits«, in: N.J. Adams/R.H. Slotow (Hg.), Proceedings of the 22nd International Ornithological Conference, Johannesburg, S. 896-914. • Giraldeau, L.-A./Caraco, T. (2000): Social Foraging Theory, Princeton. • Huntingford, F.A.

(1976): »The relationship between antipredator behaviour and aggression among conspecifics in the three-spined stickleback«, in: Animal Behavior 24, S. 245-260. • Julius, H. et al. (2012): Attachment to Pets, Göttingen. • Koolhaas, J.M. et al. (1999): »Coping styles in animals«, in: Neuroscience and Biobehavior Review 23, S. 925-935. • Rosenberger, M. (Hg.) (2014): Jedem Tier (s)einen Namen geben?, Linz, Online-Publikation. • Sih, A. et al. (2004): »Behavioral syndromes«, in: Trends in Ecology and Evolution 19, S. 372-378. • Wilson, E.O. (1984): Biophilia, Harvard.